

# „Be human in your life!“

Zeitzeugin Lizzie Doron berichtet im Landtag  
vom Schicksal ihrer Familie

Gedenkveranstaltung des Landtages zum 27. Januar 2016



Herausgeber: Landtag Mecklenburg-Vorpommern  
Referat Öffentlichkeitsarbeit  
Schloss, Lennéstraße 1  
19053 Schwerin  
Telefon (0385) 5 25-0

Herstellung: produktionsbüro TINUS, Schwerin

Fotos: Hans-Dieter Hentschel  
Titel sowie Seite 3 und Seite 20: Cornelius Kettler

Schwerin, im Januar 2016

# **GEDENKTAG**

für die Opfer des Nationalsozialismus

Dokumentation der Gedenkveranstaltung am 26. Januar 2016

Der Landtag Mecklenburg-Vorpommern gedachte am 26. Januar 2016, dem Vorabend des Internationalen Holocaust-Gedenktages, in einer Feierstunde der Millionen Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

Als Gastrednerin berichtete die israelische Autorin Lizzie Doron, Tochter einer Holocaust-Überlebenden, wie die traumatischen Erlebnisse nicht nur das Leben der Geretteten bis heute prägt, sondern auch das ihrer Kinder und Enkel.

Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee das deutsche Vernichtungslager Auschwitz. Seit 1996 ist der 27. Januar als Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus in Deutschland ein bundesweiter, gesetzlich verankerter Gedenktag. Dies hatte der damalige Bundespräsident Roman Herzog angeregt. Er forderte in seiner Proklamation, eine Form des Erinnerns zu finden, die Trauer über Leid und Verlust ausdrückt, dem Gedenken an die Opfer gewidmet ist und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirkt.

Im Jahr 2005 erklärten die Vereinten Nationen den 27. Januar zum Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust.



**Sylvia Bretschneider**

Präsidentin des Landtages Mecklenburg-Vorpommern

Sehr geehrte Damen und Herren Fraktionsvorsitzende,  
Vizepräsidentinnen, Abgeordnete und ehemalige Abgeordnete  
des Landtages Mecklenburg-Vorpommern,  
sehr geehrte Damen und Herren Minister,  
hochverehrte Frau Doron,  
liebe Schülerinnen und Schüler,  
meine sehr geehrten Damen und Herren,

wir sind heute hier im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern zusammengekommen, um derer zu gedenken, die Opfer des Nationalsozialismus wurden.

Wir gedenken der Kinder, der Jugendlichen, der Erwachsenen, der Älteren und Alten – gleich welcher Nationalität, welchen Geschlechts, welchen Glaubens –, die in oft grausamster Weise erniedrigt, gequält, getötet und ermordet wurden. Wir gedenken der Menschen mit Behinderung. Sie wurden zu den ersten Opfern einer Selektions- und Zerstörungspolitik, die ganz eng verbunden ist mit der systematischen Vernichtung der europäischen Juden.

Wir erinnern uns der verfolgten Sinti und Roma, der verschleppten Slawen, der Homosexuellen, der Zeugen Jehovas, der Zwangs- und Sklavenarbei-



*Lizzie Doron und die Landtags-Vizepräsidentinnen Beate Schlupp, Regine Lück und Silke Gajek.*

ter, der Frauen und Männer des Widerstandes, der Andersdenkenden, die durch die nationalsozialistische Ideologie zu Feinden erklärt und verfolgt wurden, und derer, die anderen Schutz und Hilfe gewährt haben und dafür selbst oft mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Alle sie sind zu Opfern geworden durch die nationalsozialistische Gewalt-herrschaft, durch den Terror, begangen von Deutschen, sie wurden Opfer einer Unmenschlichkeit unvorstellbaren Ausmaßes, verübt von Menschen an Menschen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

vor zwanzig Jahren hat der damalige Bundespräsident Roman Herzog in Absprache mit den Bundesländern den 27. Januar zum Gedenktag erklärt. Es ist der Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz. Seit 2005 ist dieser Tag auch – durch die Vereinten Nationen dazu ernannt – der Internationale Holocaust-Gedenktag.

Am Vormittag des 27. Januar 1945 haben dort, wo zwischen 1940 und 1945 mehr als eine Million Menschen ermordet wurden, sowjetische Soldaten zunächst das Hauptlager Monowitz und schließlich am frühen Nachmittag das Stammlager von Auschwitz befreit. Sie haben mit ihrer Befreiung das Morden in Auschwitz beendet und konnten mehr als 8.000 Kindern, Frauen und Männern, die noch im Lager waren, so das nackte Leben retten. 58.000 abgemagerte, kranke Menschen sind kurz vor dem Eintreffen der Roten Armee von ihren Peinigern aus dem Konzentrationslager bei Eis und Schnee zu Fuß vor den Augen der Bevölkerung über die Straßen getrieben worden. Mehr als 60.000 Häftlinge waren bereits in der zweiten

Hälfte des Jahres 1944 als Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter für die Rüstungsindustrie deportiert worden. Wer auf diesen Todesmärschen nicht mehr konnte, wurde erschossen.

„Auschwitz ist Chiffre, kein Ort.“

Auch in den anderen Konzentrationslagern, die kurz vor Kriegsende durch russische, amerikanische und britische Soldaten befreit wurden, kam für viele die Rettung zu spät. Denn während die Maschinerie der Vernichtung in den Lagern gestoppt werden konnte, ging für Hunderttausende das Martyrium weiter. Auch sie wurden auf Todesmärschen niedergeknüppelt, erschossen oder starben elendig an Seuchen, Hunger und Erschöpfung.

Auschwitz ist ein Synonym für den von Deutschen begangenen millionenfachen Mord – vor allem an Juden. Auschwitz ist Symbol für die Shoa, den größten Zivilisationsbruch der Geschichte. „Auschwitz“, sagte die jüdische Publizistin Grete Weil, selbst Verfolgte, „ist Chiffre, kein Ort“.

Es gibt eine beeindruckende und mit dem Oscar ausgezeichnete Dokumentation über die Pianistin und Holocaust-Überlebende Alice Herz-Sommer aus dem Jahr 2013. Darin sagt eine Freundin und Mitgefangene in Theresienstadt, dem Außenlager von Auschwitz und Nazi-Vorzeigelager, wo Häftlinge wie Alice Herz-Sommer musizierten: „Es war magisch, diese Musik in dieser Umgebung zu hören, einer Umgebung, die man nicht mehr wahrnimmt, bis man zurückkommt und man sieht, wo man ist.“



*Das Holzbläserquintett der Hochschule für Musik und Theater Rostock spielte Werke des in Auschwitz ermordeten Komponisten Pavel Haas.*

Theresienstadt, Auschwitz, das waren Unorte, an denen Musik das Ertragen der Angst, der Erniedrigung, der Qualen möglich machte. Alice Herz-Sommer erzählte, sie habe gefühlt, „dass es die einzige Möglichkeit war, Hoffnung zu haben“. Musik in Theresienstadt genauso wie in Auschwitz, das war aus Sicht der Musizierenden keine Unterhaltung der Häftlinge für Häftlinge. Alice Herz-Sommer sagte: „Es hatte einen größeren Wert.“

Diese Hoffnung und diesen größeren Wert werden wir gleich spüren, wenn im Anschluss an meine Worte das Holzbläserquintett aus Pavel Haas' Bläserquintett spielen wird. Pavel Haas und Alice Herz-Sommer werden sich gekannt haben, denn auch der Komponist Haas war wie Alice Herz-Sommer ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert worden. Alice Herz-Sommer hat die Shoa überlebt und ist im Februar 2014 mit 111 Jahren

in London gestorben. Pavel Haas hat das Konzentrationslager nicht überlebt. Er wurde im Oktober 1944 in Auschwitz ermordet.

„Die Shoa hat auch das Leben  
der Nachgeborenen geprägt.“

Unsere Gedanken sind bei Pavel Haas und allen Opfern genauso wie bei denen, die auch im Überleben Opfer sind. Denn sie sind vom Erlebten, vom Überleben gezeichnet, und ihr Leben ist wie das ihrer Angehörigen geprägt von den Erfahrungen des Holocaust – bis heute.

Unsere heutige Gedenkrednerin, Lizzie Doron, deren Mutter die Shoa überlebt hat, kann eindrucksvoll und tief ins Herz gehend davon berichten, wie das Überleben der Mutter auch ihr eigenes Leben geprägt hat, wie sie lange Jahre mit ihrer Mutter gerungen, ja, sich ihres Überlebens sogar geschämt hat, bis zur Erkenntnis: „Meine Mutter war nicht das Lamm, das sich zur Schlachtbank hat führen lassen. Meine Mutter war mutig.“

Und ich sage: Wer Auschwitz überlebt hat, war stark, war mutig. Wir alle sind Ihnen etwas schuldig. Wir alle tragen zwar keine Schuld, aber wir tragen Verantwortung.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

von der Philosophin Hannah Arendt stammt der Satz: „Die stellvertretende Verantwortung für Dinge, die wir nicht getan haben, das Auf-uns-Nehmen

der Konsequenzen von Dingen, an denen wir vollkommen unschuldig sind, ist der Preis, den wir für die Tatsache zahlen, dass wir unser Leben nicht mit uns allein, sondern unter unseren Gefährten leben.“

## „Gemeinsame Verantwortung zu Wachsamkeit und Besonnenheit.“

Wir gedenken heute, wo die Welt Kopf zu stehen scheint, wo gewaltbereite Extremisten versuchen, Macht über unser Leben, unsere Werte zu bekommen, der Opfer des Nationalsozialismus. Und gerade in diesem Gedenken ist es uns wichtig, unsere gemeinsame Verantwortung zur Wachsamkeit genauso wie zur Besonnenheit anzumahnen. Wir dürfen nicht in Aktionismus verfallen und dabei unsere Grundwerte beiseite schieben oder Wert gegen Wert ausspielen. Wir dürfen die humanistischen Regeln des Zusammenlebens unserer Gesellschaft nicht aufs Spiel setzen. Die Würde des Menschen, jedes Menschen, ist unantastbar. Seine Unversehrtheit hat oberste Priorität. Freiheit und Gleichheit gehören zu unseren Rechten. Für die müssen wir uns starkmachen, und Menschen, die keine Chance haben, in Frieden und Sicherheit leben zu können, müssen wir helfen und sie in unsere Gesellschaft integrieren. All das gilt unabhängig von Geschlecht, Hautfarbe, Religion oder Herkunft.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

mit dem Blick von der Vergangenheit auf Gegenwärtiges und Zukünftiges vergewissern wir uns unserer Werte. Daraus nehmen wir die Gewissheit, warum wir an ihnen festhalten wollen und festhalten müssen. So werden wir unserer Verantwortung gegenüber den Opfern des Holocaust gerecht. Das sind wir ihnen schuldig.

Erheben wir uns nun im stillen Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. –

Ich danke Ihnen.



*In einer Schweigeminute gedachten die Teilnehmenden der Millionen Opfer des Nationalsozialismus.*



*Lizzie Doron erzählte ihre Geschichte auf Englisch - es gab die Möglichkeit, über Kopfhörer die Simultanübersetzung zu hören.*

## **Lizzie Doron**

Shalom!

Verehrtes Publikum! Ein bisschen Deutsch spreche ich.

Ich bin sehr glücklich und dankbar, dass Sie mich heute eingeladen haben, um diesen Tag mit Ihnen zu teilen. Wie Sie sehen, habe ich nichts vorbereitet, nichts geschrieben. Ich möchte mit Ihnen als Freunde sprechen, denn ich glaube, dass persönliche Geschichten am besten verbinden können.

Und ich möchte mit einem ganz bestimmten Moment anfangen, den ich bei meinem allerersten Besuch in Ihrer Stadt erfahren habe.

Ich habe eine wundervolle Führung durch Ihre schöne Stadt und durch das Schloss bekommen. Während wir auf dem Dach standen, gab es einen kurzen Moment, in dem mir eine meiner frühesten Erinnerungen wieder einfiel. Ich glaube, damals war ich schon zwölf Jahre alt, und meine Mutter hatte mir ein Geschenk mitgebracht. Und das war ein Ravensburger – ich weiß nicht genau, ob der Name wirklich stimmt, aber ich glaube, es heißt Ravensburger, oder? –, ein Ravensburger Puzzle von deutschen Schlössern. Und als ich nun hier auf dem Dach stand, sah ich mich um und sah das Schloss und erinnerte mich, dass es mir nie gelungen war, aus den Puzzleteilen dieses Schloss zusammenzufügen. Denn es gab 1.000 winzige Puzzleteile. Aber in diesem Moment fühlte ich mich diesem Ort so verbunden. Denn immer dann, wenn meine Mutter mir ein Stück ihrer Geschichte, ihres Heimatlandes, ihrer Sehnsucht näherbringen wollte, hat sie mir etwas aus Deutschland mitgebracht. Das Beste, muss ich ganz ehrlich sagen, war das Marzipan „Niederegger“ aus Lübeck – wenn ich das hoffentlich richtig ausgesprochen habe.

„Wir Kinder spürten –  
dies war ein besonderes Viertel.“

Nun kommen wir zu meiner persönlichen Geschichte. Ich wurde 1953 in Israel geboren, also vor langer Zeit. Aufgewachsen bin ich in einem sehr armen Viertel im Süden von Tel Aviv. Gewissermaßen war das auch eine Art Ghetto oder Shtetl, denn dort gab es ungefähr 100 Familien – und alle waren Holocaust-Überlebende.

Wir sind aufgewachsen an einem Ort, der isoliert war, die Menschen dort sprachen viele verschiedene europäische Sprachen. Hebräisch habe ich erst im Alter von sechs Jahren gelernt. Das heißt also, ich habe viele Muttersprachen. Zu Hause hat meine Mutter mit sich selbst hauptsächlich Deutsch gesprochen, draußen auf der Straße hörte ich Polnisch, Jiddisch, Rumänisch, Ungarisch.

Und es lag etwas in der Luft, das alle Kinder gespürt haben. Alle Kinder haben gespürt, dass das eine ganz besondere und irgendwie seltsame Nachbarschaft ist. Wir durften nicht einmal die Straße überqueren, um die anderen Leute kennenzulernen, die Israelis. Wir durften nicht alleine mit dem Bus fahren, wir mussten an einem ganz bestimmten Ort bleiben.



*Landtagsabgeordnete, Vertreter von Vereinen und Verbänden sowie Schülerinnen und Schüler beim Vortrag von Lizzie Doron.*

Ich selbst bin ein Einzelkind. Ich bin allein, nur mit meiner Mutter, aufgewachsen. Mein Vater war auch ein Überlebender des Holocaust und hatte Tuberkulose. Meine Eltern waren sich einig, dass ich überleben muss, denn sonst hätten sie niemanden, der den Holocaust überlebt hatte. Deshalb wurde mein Vater in ein Sanatorium geschickt. Ich habe ihn nie kennengelernt. Er starb, als ich acht Jahre war. Aus diesem Grund bin ich allein, nur mit meiner Mutter, aufgewachsen.

„Eine Großmutter oder einen Großvater  
hatte dort keiner.“

Einerseits war meine Kindheit schön und sehr warm, denn es gab 41 Kinder in meinem Alter, die fast wie eine Familie waren. Eine Großmutter oder einen Großvater hatte dort keiner, nicht einmal eine Tante oder Cousine. Deshalb waren wir wie eine große Familie. Wir verbrachten einen Großteil der Zeit zusammen auf den Straßen in unserem Viertel. Zum Glück ist das Wetter in Israel sehr einladend für Kinder, die auf der Straße oder im Hof spielen wollen.

Gewissermaßen wussten wir alle nichts von unseren Eltern. Ich war ein sehr neugieriges Kind und wollte die Geschichte dieser Menschen wissen. Die meisten von ihnen hatten zum Beispiel Nummern auf dem Arm. Als Kind kannte ich manchmal nicht einmal die Namen dieser Menschen, deshalb habe ich sie mit der Nummer angesprochen.

Zum Beispiel: die Nummer 47188a war die beste Freundin meiner Mutter, und ich wollte wissen, was das eigentlich bedeutete. Und sie sagte: In gewisser Weise ist das mein Name. Du kannst mich damit rufen, wenn du willst, es ist erlaubt. Und so haben wir Kinder tatsächlich begonnen, die Leute mit ihren Nummern zu rufen. Das war eines der bizarren Zeichen, uns zu zeigen, dass sie uns eigentlich etwas mitteilen wollten, aber die Büchse der Pandora doch nicht öffnen konnten, um es uns tatsächlich zu erzählen.

„Ich kam ja aus einer leeren Welt.“

Weil sich meine Mutter entschieden hatte, nichts über die Vergangenheit zu erzählen, habe ich dann manchmal bei Freunden, bei anderen Familien an die Türen geklopft und sie gefragt: Wo kommt ihr her? Und sie haben gesagt: Wir kommen aus der Hölle. Für ein Kind ist es furchtbar, eine solche Antwort zu bekommen. Ich habe dann gefragt: Warum habt ihr keine Brüder, keine Schwestern, keine Verwandten? Und sie sagten: Sie wurden verbrannt. Ich kam nach Hause und ich habe meine Mutter angeschrien. Ich glaube, da war ich sechs oder sieben Jahre alt. Das war, als ich in der Schule zum ersten Mal ein anderes Leben kennengelernt hatte. Ich hatte eine Lehrerin, die mich aufforderte, ich solle Hebräisch sprechen. Und sie sprach über Israel, ein neues Land. Die Lehrerin sagte, wir werden stark sein, wir werden Kämpfer sein, wir haben unsere eigene Heimat, wir brauchen niemanden von außerhalb. Sie hatte also eine ganz andere Erzählung, eine ganz andere Geschichte. Ich kam ja aus einer leeren Welt.

Ich erinnere mich, dass ich von meiner Mutter zuallererst wissen wollte, wo sie eigentlich herkam. Sie sagte: Aus dem Nirgends. Ich bin nur gekommen, um dich zu haben, ich bin eine lebende Tote. Eines Tages habe ich mich dann entschlossen, sie zu fragen, warum sie Geburtstage zum Beispiel nie feierte. Und sie sagte: Mein Geburtstag ist der Tag, an dem du geboren wurdest. Wie ich dir schon sagte, ich bin eine lebende Tote. Und ich bin nur hier, um zu warten, bis du 18 bist, dann werde ich diese Welt verlassen. Und sie bestand darauf, nichts über die Vergangenheit zu erzählen.

Nachts gab es eine ganz besondere Angewohnheit, die viele Nachbarn hatten. Gegen zwölf Uhr trafen sie sich an den Straßenecken und erzählten einander die Geschichten ihrer Vergangenheit. Wir Kinder beschlossen also, uns in den Höfen oder hinter den Fenstervorhängen zu verstecken.



*Die Schüler im Publikum erlebten eine Geschichtsstunde der besonderen Art.*

Ich erinnere mich an zwei nächtliche Szenen. Eine war folgende: Eine sehr hübsche, nette Frau namens Hannah – sie hatte einen riesigen Hund – stand unter einem Baum und erzählte dem Hund, was ihr in Auschwitz widerfahren war, wie sie gesehen hatte, wie die Deutschen ihre Mutter in die Gaskammer schickten; und dass sie einen „Liebhaber“ hatte, einen deutschen Offizier, der sie jeden Tag vergewaltigte. Und ich stand da und sagte: Okay, Hannah ist verrückt. Tagsüber ist sie ganz normal, aber nachts hat sie Halluzinationen.

Die zweite Person war ein Mann. Ein Mann, der nachts die Straße auf und ab lief und laut rief: Hier ist Bergen-Belsen! Hier ist Bergen-Belsen! Und viele Frauen öffneten die Türen und schrien: Sei still! Wir haben Kinder! Sie müssen schlafen. Und sie hassten diesen Mann. Und in jeder Nacht, in der er seinen Marathon durch die Straßen des Viertels wieder aufnahm, kam es zum Streit mit anderen Nachbarn. Ich hatte also das Gefühl, dass er ein Fall für die Psychiatrie war.

Ich habe auch noch andere Erfahrungen gemacht, die irgendwie sehr seltsam waren. Aber alle Familien dort waren sowieso so unterschiedlich, dass ich keine andere Familie hatte, die mir beibringen konnte oder anhand derer ich vergleichen und verstehen konnte, dass es eine andere Art zu leben gibt.

So gibt es zum Beispiel eine jüdische Tradition des Totengedenkens, bei der man eine Kerze anzündet. Meine Mutter hat jede Nacht eine Kerze angezündet, um einer Person zu gedenken. Und ich habe gefragt: Mutter, warum Kerzen? Gibt es denn so viele Tote? Kennst du so viele tote Leute?

Und sie sah mich an und sagte: Weißt du, Lizzie, wir sind eine sehr arme Familie, und Kerzen sind billiger als Strom. Das heißt, ich konnte gar nicht verstehen, warum es in ihren Geschichten ging. Ich hatte keine Möglichkeit, ihre Geschichte zu begreifen.

„Ich sollte nicht wissen,  
dass meine Mutter *dort* gewesen ist.“

Übrigens, es gab zwei Ereignisse, die noch einmal unterstreichen, dass sie mir unter keinen Umständen etwas über die Vergangenheit erzählen wollte. Die erste war, dass sie eine Narbe am Arm hatte. Sie hatte nämlich ihre Nummer aus Auschwitz entfernt. Sie wollte nicht, dass ich die Nummer kannte, sie wollte nicht, dass ich wusste, dass sie *dort* gewesen ist. Und einmal sah ich sie im Bad. Ich öffnete einfach die Tür und ich sah sie nackt, und ich sah eine riesige Narbe auf ihrem Bauch. Ich habe hingeschaut und habe gefragt: Was ist das? Und sie sagte: Das kommt von einer Blinddarmoperation. Sie weigerte sich, mir mehr darüber zu sagen.

Zwei andere bizarre Dinge gab es zwischen ihr und mir.

Zum einen war sie besessen davon, dass ich glatte, blonde Haare haben soll. Die meisten der Kinder in unserem Stadtviertel hatten braune Augen, aber sehr blonde Haare. Ich war sozusagen eine Art kleine Anführerin der Kinder mit übel riechenden Haaren auf dem Kopf. Einmal übernachtete ich bei einer Freundin und ging dort ins Bad. Sie hatte dasselbe Haarshampoo

wie ich, aber es roch anders. Und als ich dann wieder nach Hause kam, roch ich an meinem Haarshampoo und merkte, irgendwas war anders. Ich habe mich also umgesehen und habe ein großes Lager an Bleichmitteln gefunden, das meine Mutter in das Shampoo gemischt hatte, damit ich wirklich blond würde. Und ich hörte, wie die Nachbarn sich nachts unterhielten, dass alle Kinder blond sein müssen – für den Fall, dass die Deutschen nach Israel kommen.

## „Ein Fotoalbum ohne Gesichter“

Der zweite Punkt war – ich war ja immer ein wissbegieriges Kind und stellte viele Fragen –, dass sie sehr wenige Fotos aus ihrer Kindheit besaß, die sie gerettet hatte. Aber sie hatte Angst, dass ich Fragen zu den Menschen stellen würde, die umgekommen waren. Deshalb hatte sie die Gesichter aller Toten herausgeschnitten. Das heißt also, wenn man mein Fotoalbum öffnet, dann sieht man nur die Körper. Möglicherweise wollte sie sich schon an die Menschen erinnern – aber sie wollte nicht, dass ich in die Augen von Toten blicke. Und deshalb hatte sie sämtliche Gesichter herausgeschnitten. Seit ich dieses Fotoalbum habe, vermeide ich, es zu zeigen. Nur einmal wollte ich es meiner Tochter zeigen. Sie musste zur Toilette gehen, um sich zu übergeben. Aber ich habe zu ihr gesagt: Weißt du, das ist mein einziges Familienalbum, ich habe kein anderes.



*Lizzie Doron fesselte mit ihrem engagierten Vortrag die Zuhörer.*

Ich vermittele Ihnen also einen Eindruck über bestimmte Dinge und Verhaltensweisen, in meiner Nachbarschaft und zuhause. Ich glaube, dass diese Verhaltensweisen auch eine Art Protest gegen vieles im Leben waren, nach den Erlebnissen und Erfahrungen des Holocaust.

Eines der Themen, die meine Mutter besonders beschäftigten, war die Frage nach Gott. Sie sagte mir stets, ich solle nicht an Gott glauben und nie um Hilfe beten, ich solle stattdessen für mich selbst verantwortlich sein. Trotzdem ging sie hin und wieder mit mir in eine Kirche. Sie hatte einen ganz bestimmten Platz. Der Pfarrer erzählte mir, dass sie die beste Gläubige sei. Die Situation habe ich natürlich überhaupt nicht verstanden, denn meine Mutter saß in der Kirche, und sie schrie und weinte und verfluchte

Gott auf Jiddisch. Wenn man die Sprache nicht versteht, dann wirkt das vielleicht so, als würde sie beten, aber sie verfluchte Gott, weil er sein Volk verraten hatte. Eines Tages fragte ich meine Mutter dann: Wenn wir jüdisch sind, warum gehen wir dann in die Kirche und nicht in die Synagoge? Sie sagte: Vielleicht hört Gott lieber Nicht-Juden zu. Sechs Millionen Juden haben ihn angerufen und er hat sie nicht erhört. Deshalb bin ich jetzt hier, um ihn daran zu erinnern, dass die Juden niemals zu ihm beten werden. Ich glaube, um das zu tun, gibt es in einer Kirche eine bessere Verbindung zu ihm als in einer Synagoge.

Eine weitere Sache, die meine Mutter tat, um auf ganz spezielle Weise etwas aus ihrer Vergangenheit mitzuteilen, war: Nachts, wenn sie nicht schlafen konnte, las sie deutsche Bücher laut vor – Lyrik, Literatur, Goethe, Schiller, Heine. Und ich kann mich daran erinnern, wie ihre Schritte in unserer kleinen Zweiraumwohnung klangen. Sie ging auf und ab und sprach auf Deutsch zu sich selbst, weil sie ihre Muttersprache einfach wieder hören musste.

„In den Ferien gab es Wiener Schnitzel.“

Und die zweite Sache, mit der sie irgendwie etwas aus ihrem vorherigen Leben mit mir teilte, war ein ganz besonderes Abendessen. Während der Ferien gab es immer Wiener Schnitzel mit Kraut und Kartoffeln und zum Nachtsch Apfelstrudel mit Vanillesoße.

Meine erste Sprache war damals übrigens Deutsch, aber mir wurde verboten, sie zu sprechen. Meine Mutter flehte mich an, nie auch nur ein Wort auf Deutsch zu sagen, denn es war damals eine verbotene Sprache. Denn es hätte sein können, dass jemand einen Herzinfarkt bekommt, wenn er oder sie Deutsch hört. Ich trage also eine Art versteckte Muttersprache in mir. Ich kann sie lesen, ich kann sie verstehen, aber ich kann sie nicht fließend sprechen, weil ich immer noch diese Barrieren fühle.

„Ich wollte eine Israelin sein.“

Ich lebte also mit dieser Mutter in diesem Umfeld, und das war für mich die Motivation, eine Israelin sein zu wollen, mit 18 von zu Hause wegzugehen, der Armee beizutreten, auf die Golanhöhen zu gehen und dort eine Kämpferin zu sein. Das waren die besten Jahre meines Lebens, denn damals glaubte ich fest, dass wir, die Israelis, ein neues Leben schaffen. Aber dann, im Jom-Kippur-Krieg 1973, habe ich am ersten Tag sieben meiner besten Freunde verloren. Alle waren Söhne und Töchter von Holocaustüberlebenden, wir waren im selben Viertel aufgewachsen. Ich konnte nicht mehr bei der Armee bleiben. Ich verließ die Armee, ging zurück nach Tel Aviv, zurück nach Hause. Aber das Verhältnis zu meiner Mutter war belastet, es gab sehr viele Spannungen. Ich bin also wieder von zuhause weggegangen, ich ging an die Uni, studierte Linguistik. Ich habe einen sehr netten jungen Mann kennengelernt, in den ich mich verliebt habe, ein typischer Israeli aus einer Pionierfamilie. Und ich hatte eigentlich fast keine Beziehung mehr zu meiner

Mutter. Ich war mir ganz sicher, ich bin die neue Generation, ich bin die neue jüdische Person, ich bin das, von dem Israel geträumt hat.

„Bleibe immer menschlich in deinem Leben!“

Aber der Verlust von sieben Freunden im Krieg und die Krankheit meiner Mutter 1999 bedeuteten, dass sie meine Hilfe brauchte. Ich besuchte sie also im Krankenhaus. Auch da wollte sie mir nichts über die Vergangenheit erzählen, aber sie sagte, dass sie nur eine Bitte an mich habe. Und sie sagte: Hör zu! Wahrscheinlich hast du verstanden, dass ich in der Hölle des Holocaust war. Aber es gibt keinen einzigen Überlebenden, der nicht von irgendeiner Person eine helfende Hand gereicht bekam. Ich wurde von einem deutschen Offizier gerettet. Vergiss nicht: Bleibe immer menschlich in deinem Leben!

Sie starb ein paar Monate später.

Während ihres Krankenhausaufenthaltes hatte mich der Arzt angerufen, denn er wollte mich zur Krankengeschichte meiner Mutter befragen. Ich hatte fast meinen Doktor in Linguistik an der Universität Tel Aviv. Der Arzt gab mir einen Fragebogen und fragte: „Wie alt ist Ihre Mutter?“

„Das weiß ich nicht.“

„Bitte?“

„Das weiß ich nicht. Das hat sie mir nie gesagt.“

„Gut. Wissen Sie irgendwas über ihre Krankengeschichte, Krankheiten in der Familie?“

Und ich sagte: „Nein.“

Er sagte: „Gibt es genetische Erkrankungen?“

„Nein, in meiner Familie sind alle gesund gestorben.“

Und er sagte: „Wie bitte? Worum geht es denn hier?“

Und ich sagte: „Das hat man mir gesagt. So viel weiß ich.“

Und dann hat er gefragt: „Woher kommt ihre Mutter?“

Und ich antwortete: „Ich glaube, aus dem Holocaust.“

Und da sagte er: „Wissen Sie was? Ich glaube, Sie brauchen einen guten Psychotherapeuten.“

Dann sagte ich: „Gut, und was sollen wir jetzt tun?“

Er schaute mich an und sagte: „Bitte rufen Sie irgendjemanden aus der Familie an! Bringen Sie ihn oder sie hierher, denn um Ihre Mutter zu behandeln, muss ich mehr wissen. Ich brauche die Krankengeschichte Ihrer Mutter.“

Und ich sagte: „Sie können im Himmel anrufen, vielleicht wird ihnen dort jemand eine Antwort geben.“

Und da sagte er zu sich selbst: „Na ja, vielleicht ist diese Frau einfach komplett verrückt.“

Und am Ende des Gesprächs hat er einen Psychotherapeuten angerufen, der mich dann eingeladen hat, eine Therapie bei ihm zu beginnen. Ich sagte: „Gut, das habe ich verstanden, aber bitte lassen Sie mich einfach nur versuchen, mehr Zeit mit meiner Mutter zu verbringen. Das ist meine Geschichte. Ich werde mich mit meiner Geschichte auseinandersetzen, aber bitte lassen Sie mich in Ruhe.“

Ein Jahr nach dem Tod meiner Mutter kam meine Tochter eines Tages nach Hause. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen: in Israel gibt es ein Projekt, das



*Ergriffen verfolgen die Schülerinnen die Erzählung von Lizzie Doron.*

das Wurzelprojekt genannt wird, denn wir kommen ja alle aus verschiedenen Ecken der Welt und wir wollen eine Art gemeinsamen Nenner finden. Das heißt also, alle Schüler bringen im Alter von 14 Jahren im Rahmen eines Schulprojektes die Geschichte ihrer Familienwurzeln mit in die Schule. Und meine Tochter kam nach Hause und sagte: „Mama, jetzt bin ich dran, erzähl mir deine Geschichte.“ Und ich habe gesagt: „Du, das wird ganz einfach, ein Wort: Holocaust.“ Sie fing an zu weinen und sagte: „Bist du wahnsinnig? Du weißt nichts über deine Familie?“ Und ich sagte: „Nein.“ „Weißt du nichts über deinen Vater?“ Und ich sagte: „Nein, ich weiß, dass er gestorben ist, da war ich noch klein.“

Ich schämte mich, dass ich nie wirklich versucht hatte, mehr zu erfahren. Aber an diesem Abend entschied ich, mich von der Universität freistellen zu lassen, und ich versprach meiner Tochter, etwas für sie zu tun. Aber da war niemand, den ich fragen konnte, denn die meisten Nachbarn waren schon gestorben oder sie waren sehr alt. Ich habe keine Verwandten, keine Familie. Drei Monate lang versuchte ich dann, meine eigenen Erinnerungen hervorzuholen, um eine Basis für die Geschichte unserer Familie zu schaffen, die weitergegeben werden kann.

„Da war niemand, den ich fragen konnte.“

Als sie dieses Projekt mit in die Schule gebracht hat, besuchte uns zufällig meine Assistentin von der Universität und fragte: „Wo bist du? Du bist ja gar nicht mehr da?“ Und ich sagte: „Ich arbeite gerade an diesem Wurzelprojekt meiner Tochter.“ Und sie fragte, ob sie es lesen dürfe und sagte dann: „Lizzie, lass das mit der Universität, du solltest Schriftstellerin sein, denn du hast den Herzschlag der Geschichte der zweiten Generation.“ Ich schaute sie an und sagte: „Nein, lass mich in Ruhe, das ist eine persönliche Geschichte, die will ich nicht veröffentlichen.“

Zwei Tage später bekam ich Anrufe von allen möglichen Verlagen in Israel, und alle wollten diese Geschichte veröffentlichen. „Welche Geschichte?“, fragte ich. „Was wollen Sie von mir?“ Und dann dämmerte es mir, dass meine Assistentin dieses Wurzelprojekt ohne meine Erlaubnis an Verlage geschickt hatte. Und ich sagte immer Nein, weil es für mich irgendwie be-

schämend war, mein kompliziertes Verhältnis zu meiner „verrückten“ Mutter mit anderen zu teilen.

Nach etwa anderthalb Jahren kam dann ein Anruf von einer alten Dame, die einen ganz, ganz kleinen Verlag hatte, und sie sagte: „Lizzie, ich weiß, dass das für Sie ein Problem ist, aber Sie hören ja, ich habe einen ungarischen Akzent, ich bin eine Überlebende des Holocaust. Ich möchte Sie einfach umarmen, ich möchte Sie kennenlernen.“ Und da sagte ich: „Gut, für eine Umarmung komme ich, um Sie zu treffen und kennenzulernen.“ Ich bin zum Verlag, und als wir uns die Hände reichten, sah ich die Nummer auf ihrem Arm, und ich konnte nicht mehr Nein sagen. Ich sagte zu ihr: „Gut, hier ist meine Geschichte, Sie können sie veröffentlichen, aber ich bin keine Schriftstellerin, bitte lassen Sie mich in Ruhe. Ich gehe wieder zurück an die Universität, ich möchte meine Doktorarbeit abschließen, ich möchte nichts mit dieser ganzen Holocaustgeschichte zu tun haben, das geht mich nichts an, ich bin Israelin.“

## „Ein Buch für jede Million“

Drei Monate nach Veröffentlichung des Buches klingelte das Telefon wieder. Der Suhrkamp-Verlag in Deutschland war dran und sagte: „Wir möchten Sie gerne nach Deutschland einladen, wir möchten Ihr Buch übersetzen.“ Und ich sagte: „Ich bin aber keine Schriftstellerin, lassen Sie mich in Ruhe!“ Und sie sagten: „Gut, aber kommen Sie wenigstens zu Besuch nach Deutschland.“ Dann kam ich nach Deutschland. Ich saß einem sehr arroganten Mann ge-

genüber, der sagte: „Ich glaube, Sie haben noch mehr Geschichten. Es ist sehr wichtig für uns und für andere Menschen, dass Sie diese erzählen und weitere Bücher schreiben.“ Und ich sagte: „Das möchte ich nicht. Ich möchte Professorin an der Universität werden.“ Und er sagte: „Na gut, dann veröffentlichen wir das nicht, denn wir würden einfach sehr viel Geld ausgeben für ein Buch, das nur ein Anfang ist. Sie sollten weitermachen.“

Und in diesem Moment änderte sich etwas in mir. Dieser Mann war so arrogant. Ich schaute ihn an und sagte: „Wissen Sie was? Ich schreibe weiter Bücher.“ Und er sagte: „Wie viele?“ Und ich sagte: „Sechs.“ Und er fragte: „Warum gerade sechs Bücher?“ Und ich sagte: „Ein Buch für jede Million.“ Und er sagte: „Hier ist der Vertrag.“ Ich fuhr nach Hause und dachte, ich bin genauso verrückt wie meine Mutter.



*Abgeordnete aller vier demokratischen Landtagsfraktionen nahmen an der Gedenkfeier teil.*

Na ja, wie Sie vielleicht wissen, habe ich dann nach und nach angefangen, die ganze Geschichte aufzuschreiben, und übrigens haben mir dabei sehr viele deutsche Journalisten geholfen. Sie haben mir wirklich dabei geholfen, die gesamte Geschichte meiner Familie aufzudecken, in der Vergangenheit zu graben. Sie fanden die Geschichte meines Vaters, der im Holocaust 789 Familienmitglieder verloren hatte. Ich habe herausgefunden, dass meine Mutter verheiratet gewesen war, zwei Söhne und einen Mann verloren hatte. Sie war übrigens schon ziemlich alt, als sie mit mir schwanger war, 46 Jahre. Ich bin also eine Art Wunder.

Zehn Jahre lang war ich sehr beschäftigt mit meiner Geschichte. Es lief gut, meine Bücher werden in zehn Ländern veröffentlicht, ich eilte von einer Lesung zur anderen.

„Zum ersten Mal lernte ich  
die andere Seite kennen.“

Aber 2009 ereignete sich etwas sehr Wichtiges für mich. Da war einer dieser Kriege in Gaza, und ich wurde zu einer Friedenskonferenz in Rom eingeladen. Sie sagten mir, sie möchten acht Intellektuelle aus Israel und acht aus Palästina einladen. Und ich habe mein Kommen zugesagt, denn das war zum ersten Mal, dass man mich als Intellektuelle eingeladen hatte. Aus diesem Grund sagte ich zu.

Es war das erste Mal, dass ich die andere Seite kennengelernt habe. Ich lernte einen palästinensischen Journalisten kennen, der im Osten Jerusalems lebte. Das war für mich der Moment, in dem ich die Stimme meiner Mutter hörte: „Wenn du jemanden triffst, der Hilfe braucht, dann vergiss nicht, ich habe eine helfende Hand von meinem Feinde erhalten.“ Und ich hatte das Gefühl, dass es sich um ein Wunder handelte. Ich hatte das Gefühl, dass ich etwas tun musste. Ich musste damit aufhören, meine Geschichte zu erzählen. Nicht, weil sie nicht wichtig war, aber als Mensch muss man auch die anderen sehen. Und insbesondere als Schriftsteller sollte man viel, viel sensibler sein, um das Leiden der Nachbarn zu verstehen.

Damit habe ich eine neue Voyage, eine neue Reise angetreten. Drei Jahre lang bin ich auf die palästinensische Seite gereist, mindestens einmal die Woche. Zwei Tage die Woche habe ich bei seiner palästinensischen Familie gelebt. Ich dachte, dass ich damit etwas Wichtiges beitragen könne, zu seiner Situation unter der Besatzung, wie seine Geschichte lautet, wie es ihm geht, wie er sein Leben lebt, etwas über seine Kinder zu erzählen. Und ich musste immer wieder daran denken, dass ich mit dem Auto nur 50 Minuten zu ihm brauchte, wir uns aber persönlich vorher nie getroffen hatten. Der Ort, an dem er lebte, war etwas ganz Neues für mich.

Das erste Mal, als er zu mir nach Tel Aviv kam – ich wohne in einer Wohnung mit einem Concierge am Eingang und einer Tiefgarage für die Bewohner – fühlte er sich nicht wohl, da das eine seltsame Umgebung für einen Palästinenser ist, obwohl er ja eigentlich Israeli ist. Und ich sagte: „Stell dein Auto einfach in unserer Garage ab.“ Zehn Minuten später rief



*Vom Treffen mit Lizzie Doron nehmen die Schüler der Niels-Stensen-Schule Schwerin viel mehr als dieses Erinnerungsfoto mit.*

mich der Concierge an und fragte mich: „Brauchen Sie Hilfe?“ Und ich sagte: „Warum?“ Da sagte er: „Na ja, ich habe gesehen, dass auf Ihrem Parkplatz ein arabisches Auto steht.“ Und ich sagte: „Nein, ich brauche keine Hilfe.“ Und noch mal zehn Minuten später kam ein weiterer Anruf: „Lizzie, eine Frage!“, und ich sagte: „Ja, was ist dein Problem?“ Und er sagte: „Ich habe kein Problem, aber die Nachbarin, die hat ein Problem mit ihrer Toilette. Der Araber, der bei Ihnen ist, ist das ein Klempner?“ Und ich sagte: „Nein, der ist Universitätsprofessor.“ Er sagte dann: „Oh, Entschuldigung.“ Und das ist einfach ganz deutlich das Bild, so sehen wir die anderen. Und das gibt Ihnen vielleicht eine Vorstellung, wie unglaublich die Situation eigentlich ist, dass wir die anderen einfach nie treffen.

Und das Ende dieser Geschichte ist, dass ich ein Buch geschrieben habe, auf das ich sehr stolz bin. Denn ich glaube, damit habe ich das getan, was meine Mutter sich von mir gewünscht hat. Und damit hat sich der Kreis des Konfliktes, den wir zu Lebzeiten hatten, geschlossen.

Nun habe ich diesen mit Ihnen geteilt und ich glaube, das ist wichtig, denn alles ist immer sehr dynamisch, alles verändert sich überall.

Jedenfalls bin ich dann zu meinem israelischen Verlag gegangen und war sehr stolz und habe gesagt: „Wisst ihr was? Ich bin nun nicht mehr nur meiner eigenen Geschichte verhaftet, ich habe eine Geschichte über die anderen geschrieben.“ Meine Verlegerin wurde blass und sagte: „Lizzie, das geht leider gar nicht, denn du bist die Ikone des Holocaust. Ich kann dieses Buch hier nicht veröffentlichen. Damit bringst du dich in Gefahr, aufgrund der derzeitigen Situation in Israel. Und keiner wird mehr deine Bücher lesen.“ Mein Instinkt war dann, zuallererst meine deutsche Verlegerin anzurufen, Patricia Reimann von dtv, und ich sagte: „Patricia, wir haben zwar einen Vertrag. Alle drei Jahre kann ich ein Buch abliefern. Ich habe jetzt ein sehr gutes geschrieben, wie ich finde, aber meine Verlegerin in Israel will es nicht veröffentlichen. Was sollen wir machen?“ Und sie sagte: „Kauf dir ein Flugticket, komm nach Deutschland, herzlich willkommen, dann bist du eben eine deutsche Schriftstellerin.“

Und jetzt stellen Sie sich meine Geschichte vor, meine innere Welt, meinen Konflikt! Was passierte mit meiner persönlichen Geschichte, die mit nichts anderem begann als der Suche nach meiner Geschichte mit der Hilfe von anderen, insbesondere Deutschen? Und dann versuche ich etwas für Israel zu tun und dabei auf die anderen zu schauen. Ich konnte dieses Buch nicht auf Hebräisch veröffentlichen! Das ist übrigens ganz interessant – das ist

ein Buch, das ich zwar geschrieben habe, aber nicht lesen kann, weil die Verleger das überarbeitet und noch eine Menge geändert haben – und das in deutscher Sprache.

Ich denke immer wieder, dass Israel gerade jetzt ein Ort ist, an dem der

„Die Menschen in Israel haben  
immer noch Angst.“

Zweite Weltkrieg noch immer präsent ist. Die Menschen haben dort Angst. Die Menschen dort sind posttraumatisch, sie haben das Gefühl, dass sie stark sein sollten. Sie haben das Gefühl, dass sie sehr wachsam und aufmerksam sein sollten, weil man sie immer noch töten wolle. Alle Symptome des Holocaust sind also immer noch ganz offen zu finden. Der Prozess ist nicht abgeschlossen.

Und ich muss sagen, dass ich hier in Deutschland gute Freunde gefunden habe. Wir können die Vergangenheit nicht verändern, wir müssen für eine gute Zukunft kämpfen.

Und immer, wenn ich mich mit Deutschen unterhalte, habe ich das Gefühl, dass sie jetzt auf meiner Seite sind, dass sie meine Freunde sind, um mit mir die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Ich bin dafür sehr dankbar – und möchte nur Ihre Haltung gegenüber den Flüchtlingen an dieser Stelle nennen, denn ich glaube, in diesen schwierigen Zeiten muss auch jemand Danke sagen.

Also vielen herzlichen Dank für das Zuhören und vielen Dank für das, was Sie derzeit tun! Danke.

(Beifall)



*Sylvia Bretschneider dankt Lizzie Doron für ihren ergreifenden Vortrag.*

### **Präsidentin Sylvia Bretschneider:**

Liebe Lizzie Doron! Vielen herzlichen Dank für Ihren Vortrag, Ihren Bericht über Ihr Leben. Ich hätte nie gedacht, dass jemand, der kein persönliches Opfer der Shoa ist, einen so tiefen Einblick verleihen könnte in das, was

geschehen ist. Aber ich habe erfahren, dass alle Söhne und Töchter, vielleicht sogar die Enkel und Enkelinnen durchaus in der Lage sind, uns verständlich zu machen, was geschehen ist. Sie haben das so lebendig und so gut gemacht, dass wir mitfühlen konnten und einen Eindruck bekommen konnten, wie wichtig es für Sie war, mehr zu wissen und die Geschichte Ihres Lebens, Ihrer Mutter zu erfahren. Und möglicherweise sind wir jetzt auch in der Lage, Ihre Mutter zu verstehen.

Vielen Dank, vielen, vielen Dank dafür! (Beifall)



*Lizzie Doron freute sich sehr darüber, dass die Schweriner Schüler nach ihrem Vortrag das Gespräch mit ihr suchten.*



Goethegymnasium Schwerin

### **Am meisten hat mich berührt ... Das sagten Schülerinnen und Schüler nach der Veranstaltung**

*Spannend und neu für mich war, dass sich die israelische Bevölkerung selbst Jahrzehnte später, heute noch, im Kriegszustand fühlt und die Angst vor den Nationalsozialisten immer noch präsent ist. Dass Menschen weit nach Kriegsende noch blond gefärbt wurden, aus Angst, dass die Deutschen wieder einfallen könnten!*

**Johann Breustedt, Goethegymnasium Schwerin**

*Am meisten hat mich berührt, dass sich die Mutter von Frau Doron die Nummer auf ihrem Arm wegen der schlimmen Erinnerungen herausgeschnitten und auch nie darüber gesprochen hat. Und dass sie gesagt hat, dass sie eigentlich eine tote Frau ist und nur noch für ihr Kind lebt. Dass die Zeit im Lager das ganze weitere Leben so extrem beeinflusst, war mir bisher nie wirklich bewusst. Das heute von Frau Doron zu hören, macht es einem klarer, als wenn man im Geschichtsunterricht davon hört, wie viele Todesopfer es gab.*

**Marlien Vigenschow, Fridericianum Schwerin**

*Ich fand besonders bewegend zu hören, wie die Angst vor den Deutschen so lange in den Menschen in Israel nachgewirkt hat. Neu für mich war, wie unterschiedlich die Überlebenden und ihre Nachfahren mit dieser Angst umgegangen sind. Dass sie z.B. Deutsch lernten oder auch ein „arisches“ Aussehen anstrebten, nur um sich auf ein befürchtetes deutsches Einrücken vorzubereiten und sich in gewissem Maße zu schützen. Ich muss sagen, dass ich das so noch nicht gehört hatte.*

**Tristan Wittwer, Pädagogium Schwerin**



*Pädagogium Schwerin*

*Ich bin sehr dankbar, dass ich heute bei dieser Veranstaltung sein und die Eindrücke von der Tochter einer Holocaust-Überlebenden anhören durfte. So etwas könnte ich nie im Leben in einem Schulbuch lesen! Mir wurde bewusst, dass es nicht nur darum geht, dass Millionen Menschen ermordet wurden, sondern wie sich das auf die israelische Nation ausgewirkt hat, dass die Nachkommen auch heute noch damit konfrontiert sind. Wir als Nachfahren der Täter müssen uns keine Schuldzuweisungen machen. Aber ich appelliere an alle, dass wir dafür verantwortlich sind – ebenso wie die Nachkommen der Ermordeten –, dass so etwas auf keinen Fall noch einmal passiert; dass wir das aufarbeiten, was geschehen ist, und dass wir es nicht vergessen.*

**Arthur Dietzfelbinger, Goethelymnasium Schwerin**

*Was ich sehr spannend fand an dem Vortrag von Frau Doron, war ihre positive Ausstrahlung. Sie hat ihre Mutter verloren, sie hat ihren Vater verloren, sie hat keine Familie mehr – und doch hat sie immer eine positive Lebenseinstellung behalten. Das fand ich sehr bedeutsam. Dadurch wurden, glaube ich, alle auch sehr berührt von ihrer Rede, die sehr emotional war, aber auch viele humorvolle Aspekte enthielt. Ich finde es sehr bewundernswert, wie sie das gemeistert hat.*

**Lennart Düring, Pädagogium Schwerin**

*Mich hat vor allem sehr beeindruckt, dass Frau Doron sehr gefasst war, als sie über ihre Mutter sprach. Sie sprach ganz klar und deutlich und konnte so vermitteln, wie es wirklich war. Sie weiß, wovon sie spricht, sie weiß, dass es sehr schrecklich gewesen sein muss, aber sie scheint es komplett verarbeitet zu haben und konnte es uns deshalb so gut rüberbringen. Sie ist wirklich eine tolle Frau, muss ich sagen.*

**Roman Hanowell, Niels-Stensen-Schule Schwerin**

**Mecklenburg  
Vorpommern**



**Landtag**

Lennéstraße 1  
19053 Schwerin  
Telefon 03 85 - 5 25 - 0  
Telefax 03 85 - 5 25 21 41  
poststelle@landtag-mv.de  
**[www.landtag-mv.de](http://www.landtag-mv.de)**